

Paramhansa Yogananda

Autobiographie

ÜBERSETZUNG DER ORIGINALAUSGABE VON
»AUTOBIOGRAPHY OF A YOGI« AUS DEM JAHRE 1946

Paramhansa Yogananda (1893–1952) schlägt in diesem zeitlosen Klassiker Brücken zwischen Ost und West und eröffnet uns einen spirituellen Weg jenseits aller kulturellen, religiösen und weltanschaulichen Unterschiede.



HANS-NIETSCH-VERLAG

Paramhansa Yogananda
Autobiographie

Paramhansa Yogananda

Autobiographie

*Übersetzung der Originalausgabe von
Autobiography of a Yogi
aus dem Jahre 1946*

HANS-NIETSCH-VERLAG

Herausgegeben von Stefanie Hammer

Titel der Originalausgabe: *Autobiography of a Yogi*
Deutsche Ausgabe veröffentlicht in Kooperation mit
Kriya Yoga Publications

Copyright für diese Textfassung 2006 by Hans-Nietsch-Verlag
Alle Rechte vorbehalten.

Aus dem Amerikanischen von Marie-Therese Hartogs

und Ursula Rahn-Huber

Lektorat: Martina Klose, Markus Doll

Korrektorat: Sylvia Schäible

Covergestaltung: Devam Will

Typographie und Innenlayout: Hans-Jürgen Maurer

Hans-Nietsch-Verlag

Postfach 228

79098 Freiburg

www.nietsch.de

info@nietsch.de

ISBN 978-3-934647-94-7

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Paramhansa Yogananda war der erste indische Yoga-Meister, der berufen war, in der westlichen Welt zu leben und zu lehren. Als er in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts auf seiner spirituellen Mission kreuz und quer durch die USA reiste, füllten seine begeisterten Zuhörer große Auditorien.

Der unmittelbare Eindruck, den er bei den Menschen hinterließ, war bereits überwältigend. Doch der bleibende Einfluss, den er ausübt, ist noch weit erstaunlicher. Mit seinem Buch *Autobiography of a Yogi*, das erstmals 1946 erschien, trug er maßgeblich zur spirituellen Revolution im Westen bei und ist nach wie vor eine Quelle der Inspiration für neue Generationen spiritueller Sucher. Mit Recht wird dieses Werk zu den einhundert bedeutendsten spirituellen Dokumenten des 20. Jahrhunderts gezählt.

Selten greift ein Weiser vom Rang eines Paramhansa Yogananda zur Feder, um seine Lebenserinnerungen zu schreiben. Deshalb erhalten die Leser hier ein einzigartiges Zeugnis aus erster Hand über spirituelle Offenbarungen, die Beziehung zwischen dem Schüler und seinem Guru, sagenumwobene Wesen wie den ewig jugendlichen Babaji, zuvor geheime Yoga-Praktiken und -Philosophien. Doch trotz allen Tiefgangs ist diese Autobiographie vor allem ein höchst unterhaltsames Lesevergnügen, das Humor, Spannung und Begegnungen mit charismatischen Persönlichkeiten bietet.

Die vorliegende Ausgabe ist eine wortgetreue Übersetzung der *Autobiography of a Yogi*, wie sie im Jahr 1946 zum ersten Mal veröffentlicht wurde. Obgleich spätere Ausgaben mit zahlreichen Änderungen, die nach dem Tod von Paramhansa Yogananda 1952 eingeflossen sind, von Millionen Menschen gelesen wurden, ist der Originaltext

mit seiner ganzen Kraft und Ausstrahlung bisher nur wenigen Menschen bekannt. Mit dieser Neuausgabe ist er wieder verfügbar, so wie der Meister ihn geschrieben hat. Zusätzlich enthält sie das abschließende Kapitel, das Paramhansa Yogananda 1951, ein Jahr vor seinem Tod, verfasst hat. Darin geht er auf Fragen ein, die Leser seiner Autobiographie an ihn gerichtet haben, und berichtet über die Ereignisse in seinem Leben, die nach dem ersten Erscheinen der Autobiographie sich zugetragen haben. Dieses Kapitel fand Eingang in die dritte Auflage des Werkes, die 1951 bei der Philosophical Library in New York City erschien. Teil des Kapitels sind außerdem noch zwei Texte, in denen Paramhansa Yogananda bedeutende Geschehnisse kommentiert, die sich nach dem ersten Erscheinen seiner Autobiographie zugetragen hatten: Indiens Schritt in die Unabhängigkeit im Jahr 1947 und Mahatma Gandhis Tod im Jahr 1948.

Der Verlag

Anmerkung zum Namen des Autors

Da Paramhansa Yoganada selbst zeit seines Lebens die hier (und auch in der amerikanischen Originalausgabe) benutzte Schreibweise seines Namens bevorzugte, haben wir sie auch für diese Veröffentlichung gewählt. Die heute übliche Schreibweise »Paramahansa« entspricht der klassischen Transkription des Sanskritwortes, während »Paramhansa« eine in Yoganandas Heimat Bengalen häufig verwendete Form darstellt.

Zur Erinnerung
an den amerikanischen Heiligen
LUTHER BURBANK

Dank

Ich bin Miss L. V. Pratt [Tara Mata] für die aufopfernde Mithilfe bei der Veröffentlichung dieses Buches zu tiefem Dank verpflichtet. Mein Dank gilt ferner Mr. C. Richard Wright für die Erlaubnis, einige Auszüge aus seinem indischen Reisetagebuch veröffentlichen zu dürfen, sowie Dr. W. Y. Evans-Wentz für seine Ratschläge und Unterstützung.

Paramhansa Yogananda

Encinitas, Kalifornien

28. Oktober 1945

Inhalt

<i>Vorwort von W. Y. Evans-Wentz</i>	11
1 Meine Eltern und meine Kindheit	13
2 Der Tod meiner Mutter und das geheimnisvolle Amulett	28
3 Der Heilige mit den zwei Körpern	35
4 Meine vereitelte Flucht zum Himalaja	43
5 Ein »Heiliger der Düfte« und seine Wunder	59
6 Der Tiger-Swami	69
7 Der schwebende Heilige	81
8 Indiens großer Wissenschaftler J. C. Bose	88
9 Der selige Verehrer und seine Kosmische Romanze	100
10 Ich treffe meinen Meister Sri Yukteswar	109
11 Zwei junge Burschen ohne Geld in Brindaban	122
12 Jahre im Aschram meines Meisters	133
13 Der Heilige ohne Schlaf	172
14 Die Erfahrung des Kosmischen Bewusstseins	181
15 Der Blumenkohldiebstahl	191
16 Wie man die Sterne überlistet	205
17 Sasi und die drei Saphire	219
18 Der muslimische Magier	227
19 Mein Meister weilt in Kalkutta und erscheint in Serampore	234
20 Unsere Reise nach Kaschmir fällt aus	238
21 Wir fahren doch nach Kaschmir	244
22 Das beseelte Steinbildnis	256
23 Ich bestehe mein Staatsexamen	264
24 Ich werde Mönch des Swami-Ordens	273
25 Mein Bruder Ananta und meine Schwester Nalini	283
26 Die Lehre des Kriya-Yogas	290
27 Gründung einer Yoga-Schule in Ranchi	301
28 Wiedergeburt und Wiederentdeckung von Kashi	312
29 Ein Gespräch mit Rabindranath Tagore über unsere Schulen	317
30 Das Gesetz der Wunder	323

31 Ein Gespräch mit der ehrwürdigen Mutter	338
32 Ramas Auferstehung von den Toten	351
33 Babaji, der Yogi-Christus des neuzeitlichen Indien	362
34 Materialisierung eines Palastes im Himalaja	372
35 Das christusgleiche Leben Lahiri Mahasayas	387
36 Babajis Interesse am Westen	403
37 Ich gehe nach Amerika	416
38 Luther Burbank, ein Heiliger inmitten von Rosen	427
39 Therese Neumann, die stigmatisierte Katholikin	435
40 Heimkehr nach Indien	446
41 Im idyllischen Südindien	457
42 Die letzten Tage mit meinem Guru	474
43 Sri Yukteswars Auferstehung	493
44 Bei Mahatma Gandhi in Wardha	518
45 Die »freudedurchdrungene Mutter« von Bengalen	541
46 Die Yogini, die niemals isst	548
47 Meine Rückkehr in den Westen	563
48 Im kalifornischen Encinitas	569
<i>Anhang:</i>	
49 Die Jahre 1940 bis 1951	580

Vorwort

Der besondere Wert der Autobiographie Yoganandas liegt darin, dass sie eines der wenigen englischsprachigen Bücher über die Weisen Indiens ist, die nicht von einem Journalisten oder Ausländer, sondern vielmehr von einem in Indien geborenen und aufgewachsenen Autor geschrieben wurden, kurz gesagt: Es ist das Buch eines Yogi über die Yogi, ein Augenzeugenbericht über das Leben und die außergewöhnliche Kraft und Ausstrahlung der hinduistischen Heiligen unserer Zeit – ein Werk also von aktuellem und dennoch zeitlosem Wert. Jeder, der dieses Buch liest, möge dem Autor, dem ich sowohl in Indien als auch in Amerika begegnen durfte, die gebührende Anerkennung und Dankbarkeit entgegenbringen. Seine ungewöhnliche Lebensgeschichte ist sicherlich einer der aufschlussreichsten Berichte, die jemals im Westen über die Mentalität der Hindus und den spirituellen Reichtum Indiens geschrieben wurden.

Ich hatte das große Glück, auch Sri Yukteswar Giri zu begegnen – einem jener Weisen, deren Leben in diesem Buch beschrieben wird. Eine Abbildung dieses ehrwürdigen Heiligen ist auf der Umschlagseite meines Buches *Yoga und Geheimlehren Tibets* zu sehen. Ich traf Sri Yukteswar in Puri, einer an der Bucht von Bengalen gelegenen Stadt in der Provinz Orissa. An einem Ort der Stille unweit des Meeres leitete er damals einen Aschram, in dem er sich hauptsächlich der Ausbildung mehrerer junger Schüler widmete. Im Gespräch mit mir wurde sein großes Interesse an den Menschen der Vereinigten Staaten und anderer Länder des Westens deutlich. Er fragte insbesondere nach Einzelheiten über die Tätigkeit seines in Kalifornien lebenden größten Schülers, Paramhansa Yogananda, den er innig liebte und den er im Jahre 1920 als seinen Botschafter nach Amerika entsandt hatte.

Autobiographie

Sri Yukteswar war von liebenswürdiger Erscheinung und hatte eine angenehme Stimme; man fühlte sich in seiner Gegenwart sofort wohl. Er war der spontanen Verehrung, die ihm seine Anhänger entgegenbrachten, zweifellos würdig. Jeder, der ihn kannte – ob er nun zu seiner eigenen Glaubensgemeinschaft gehörte oder nicht –, empfand größte Hochachtung vor ihm. Ich erinnere mich noch ganz genau an meine erste Begegnung mit ihm, als er vor dem Tor seiner Einsiedelei stand, um mich zu begrüßen. Seine hoch gewachsene, aufrechte und asketische Gestalt war in das safranfarbene Gewand der allem Weltlichen Entzagenden gehüllt. Er trug langes, leicht gewelltes Haar und einen Bart. Sein Körper war muskulös, doch schlank und wohl proportioniert, und er hatte einen energischen Gang. Als irdische Wohnstätte hatte er die heilige Stadt Puri gewählt, zu der auch heute noch täglich Scharen frommer Hindus aus allen Teilen des Landes pilgern, um den berühmten Jagannath-Tempel aufzusuchen – den Tempel des »Herrn der Welt«. Und hier in Puri war es auch, wo Sri Yukteswar im Jahre 1936 seine Augen schloss und sich von diesem unserem vorübergehenden Seinszustand abwandte, um in andere Sphären einzugehen, wissend, dass seine Inkarnation zu ihrer höchsten Vollendung gelangt war.

Es ist mir eine große Freude, Zeugnis vom edlen Charakter und der Heiligkeit Sri Yukteswars ablegen zu dürfen. Er lebte zurückgezogen, fernab von den Menschen, und widmete sich in aller Stille voll und ganz jenem idealen Leben, das sein Schüler Paramhansa Yogananda hier für kommende Zeiten aufgezeichnet hat.

W. Y. Evans-Wentz, M.A., D. Litt., D. Sc.

Jesus College, Oxford; Autor von:

Das Tibetanische Totenbuch

Milarepa, Tibets großer Yogi

Yoga und Geheimlehren Tibets etc.

Meine Eltern und meine Kindheit

Die Suche nach der letzten Wahrheit und das damit zusammenhängende Verhältnis zwischen *Guru** und Schüler waren von jeher charakteristisch für die indische Kultur. Mein eigener Weg führte mich zu einem Weisen, wie Christus einer war, dessen herausragendes Leben ein Vorbild für alle Zeiten ist. Er war einer jener großen Meister, die Indiens einzige wahren Reichtum darstellen und die jedes Menschenalter hervorgebracht hat, um das Land vor dem Schicksal Ägyptens und Babylons zu bewahren.

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehören zeitlich unzusammenhängende Bilder aus einer vorherigen Inkarnation. Ich konnte mich deutlich an ein früheres Leben erinnern, das ich als *Yogi*** im ewigen Schnee des Himalajas verbracht hatte. Aus diesen Rückblicken in die Vergangenheit habe ich zugleich manche Einblicke in die Zukunft gewinnen können, so als seien die Zeiten dimensionslos verknüpft.

Noch heute erinnere ich mich sehr genau an die demütigende Hilflosigkeit meiner Kindheit, als ich mir schmerzlich der Tatsache bewusst wurde, weder laufen noch mich richtig verständlich machen zu können. Auf Grund dieser körperlichen Ohnmacht keimte schon früh der unwiderstehliche Drang zum Beten in mir und meine stürmischen Gefühle verschafften sich innerlich in vielen Sprachen Ausdruck. Aus diesem inneren Sprachenwirrwarr kristallisierten sich allmählich die

* Spiritueller Meister; aus der Sanskritwurzel *gur*, »erheben, erhöhen«

** Jemand, der Yoga praktiziert; *Yoga*, »Vereinigung«, ist die uralte indische Wissenschaft der Meditation über Gott

Autobiographie

bengalischen Laute meiner Heimat heraus und ich gewöhnte mich an sie. Welch trügerische Vorstellung doch die Erwachsenen von der Gedankenwelt eines Kleinkindes haben, das ihrer Ansicht nach nur mit Spielzeug und seinen eigenen Zehen beschäftigt ist!

Der innere Aufruhr und die körperliche Hilflosigkeit äußerten sich bei mir oft in anhaltenden Weinkrämpfen. Ich entsinne mich noch der Ratlosigkeit meiner Eltern und Geschwister ob meiner Verzweiflung. Doch ich trage auch viele glückliche Erinnerungen in mir: die mütterlichen Liebkosungen; die ersten Versuche, zu sprechen und auf eigenen Füßen zu stehen. Obgleich man diese kleinen Errungenschaften der frühen Kindheit gewöhnlich schnell vergisst, bilden sie doch das natürliche Fundament unseres Selbstvertrauens.

Mit solchen weit in die Vergangenheit zurückreichenden Erinnerungen stehe ich nicht allein da. Viele Yogis behalten bekanntlich ihr Bewusstsein beim dramatischen Übergang vom Leben zum Tod und zurück zum Leben. Wäre der Mensch nur ein Körper, würde seine Identität in der Tat mit dessen Verlust enden. Wenn es aber wahr ist, was uns die Propheten von alters her verkünden, so ist der Mensch im Wesentlichen immaterieller Natur. Der immer währende Kern des menschlichen Ichseins ist nur vorübergehend an die Sinneswahrnehmung gebunden. Mögen klare Erinnerungen an die früheste Kindheit zuweilen auch sonderbar anmuten, so sind sie dennoch nicht selten. Auf meinen zahlreichen Auslandsreisen haben mir viele Menschen auf glaubhafte Weise von ähnlichen frühen Erinnerungen berichtet.

Ich wurde im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in Gorakhpur im Nordosten Indiens geboren. Hier verbrachte ich auch die ersten acht Jahre meines Lebens. Wir waren acht Kinder, vier Jungen und vier Mädchen. Ich, Mukunda Lal Ghosh*, war der zweite Sohn und das vierte Kind.

* Als ich 1914 dem altehrwürdigen Swami-Mönchsorden beitrat, wurde mein Name in »Yogananda« geändert. Im Jahre 1935 verlieh mir mein Guru den religiösen Titel »Paramhansa« (siehe Kapitel 24 und 42).

Mein Vater und meine Mutter waren Bengalen und gehörten der *Kshatrya*-Kaste* an. Beide führten ein gottgefälliges Leben; ihre gegenseitige Liebe zeichnete sich durch Ruhe und Würde aus und verlor sich nie in Trivialitäten. Diese vollkommene Harmonie der Eltern bildete den ruhenden Pol im ungestümen Leben von uns acht Kindern. Unser Vater, Bhagabati Charan Ghosh, war gütig, ernst und bisweilen streng. Wir Kinder liebten ihn sehr, bewahrten ihm gegenüber jedoch eine gewisse ehrerbietige Zurückhaltung. Als hervorragender Logiker und Mathematiker ließ er sich hauptsächlich von seinem Verstand leiten. Unsere Mutter aber war die Herzensgüte in Person; sie erzog uns nur mit Liebe. Nach ihrem Tode brachte Vater mehr von seiner inneren Zärtlichkeit zum Ausdruck und mir fiel auf, wie sein Blick dem unserer Mutter immer ähnlicher wurde.

In Mutters Gegenwart sammelten wir Kinder unsere ersten bittersüßen Erfahrungen mit den heiligen Schriften. Immer wieder zog sie geeignete Geschichten aus dem *Mahabharata* und *Ramayana*** heran, um uns zur Ordnung und Disziplin zu rufen; Strafe und Belehrung gingen dabei Hand in Hand.

Als Zeichen der Achtung vor unserem Vater kleidete Mutter uns jeden Nachmittag sorgfältig an, damit wir ihn bei seiner Rückkehr aus dem Büro gebührend begrüßen konnten. Vater war bei der *Bengal Nagpur*-Eisenbahn, einem der größten Unternehmen Indiens, beschäftigt und hatte eine Position etwa im Rang eines stellvertretenden Direktors inne. Seine Tätigkeit war mit häufigen Reisen verbunden und wir zogen während meiner Kindheit mehrmals in andere Städte um. Mutter hatte stets ein offenes Herz für die Bedürftigen. Auch Vater war von Natur aus gütig, doch seine Achtung vor Gesetz und Ordnung erstreckte sich auch auf die Haushaltsskasse. Einmal gab Mutter in vierzehn Tagen mehr Geld für die Armen aus, als unser Vater im ganzen Monat verdiente!

* Nach der Überlieferung die zweitoberste Kaste, die der Krieger und Herrscher

** Diese aus dem Altertum stammenden Epen sind eine wahre Fundgrube für alle, die sich für indische Geschichte, Mythologie und Philosophie interessieren.

Autobiographie

»Alles, worum ich dich bitte«, sagte Vater, »ist, dass du deine Mildtätigkeit in vernünftigen Grenzen hältst.«

Schon ein sanfter Vorwurf von ihrem Mann verursachte meiner Mutter großen Kummer. Ohne uns Kindern etwas über diese Meinungsverschiedenheit zu erzählen, bestellte sie sich eine Pferdedroschke und sagte: »Auf Wiedersehen, ich gehe zu meiner Mutter zurück!«

Welch altbekanntes Ultimatum! Wir erschraken und fingen an zu jammern. Zum Glück traf gerade in diesem Augenblick unser Onkel mütterlicherseits ein. Er flüsterte Vater einen weisen und uralten Rat ins Ohr. Daraufhin sprach Vater einige versöhnliche Worte und Mutter entließ erleichterten Herzens die Droschke. So endete die einzige Auseinandersetzung, die meine Eltern meines Wissens je gehabt hatten. Aber ich entsinne mich noch eines anderen Gesprächs, das meine Eltern in einem ähnlichen Zusammenhang führten.

»Gib mir bitte zehn Rupien für eine arme, unglückliche Frau, die draußen vor der Türe steht!« Mutter setzte dabei ihr unwiderstehliches Lächeln auf.

»Warum gleich zehn Rupien? Eine ist genug!« Und wie um sich zu rechtfertigen, fügte Vater hinzu: »Als mein Vater und meine Großeltern plötzlich starben, habe ich zum ersten Mal erfahren, was Armut ist. Vor meinem kilometerlangen Schulweg hatte ich zum Frühstück nichts als eine kleine Banane zu essen. Später, während meiner Studienzeit, war ich in solcher Not, dass ich ein Bittgesuch an einen wohlhabenden Richter stellte und ihn um eine Unterstützung von einer Rupie pro Monat bat. Er lehnte das mit der Begründung ab, dass selbst eine Rupie viel Geld sei.«

Mutter reagierte schlagfertig auf seine Worte: »Wie verbittert du dich noch immer daran erinnerst, dass du diese Rupie nicht bekommen hast! Möchtest du, dass diese Frau später ebenso schmerzlich daran denkt, dass du ihr die zehn Rupien nicht geben wolltest, die sie jetzt so dringend braucht?«

»Du hast gewonnen!« Mit der bekannten Geste des resignierenden Ehemannes öffnete er seine Brieftasche und meinte: »Hier hast du einen Zehnrupienschein; gib ihn ihr mit meinen besten Wünschen.«

Vater neigte dazu, alles Neue zunächst einmal abzulehnen. Seine Einstellung der fremden Frau gegenüber, die so spontan Mutters Mitleid erweckt hatte, war ein typisches Zeichen für seine Vorsicht. Wer nicht sofort seine Zustimmung gibt – wie im Westen beispielsweise die Franzosen –, ehrt damit nur den Grundsatz: »Erst denken, dann handeln!« Meines Erachtens besaß Vater stets ein gesundes, ausgewogenes Urteilsvermögen. Wenn ich meine zahlreichen Wünsche mit ein paar guten Argumenten untermauern konnte, gab er fast immer nach – ganz gleich, ob es sich dabei um eine Ferienreise oder ein neues Motorrad handelte. Achtete er bei uns Kindern schon auf strenge Disziplin, so war er sich selbst gegenüber geradezu spartanisch. Er ging beispielsweise nie ins Theater, sondern verbrachte seine Freizeit mit verschiedenen spirituellen Übungen sowie dem Studium der *Bhagavad-Gita**. Er lehnte jeden Luxus ab und trug ein Paar Schuhe so lange, bis sie ihm von den Füßen fielen. Wir Söhne kauften uns Autos, als diese zum üblichen Verkehrsmittel wurden, doch Vater begnügte sich weiterhin damit, täglich mit dem Omnibus zum Büro zu fahren. Geld als Machtmittel anzuhäufen war seinem Wesen fremd. Nachdem er in seiner Freizeit die Stadtbank von Kalkutta aufgebaut hatte, lehnte er es beispielsweise ab, als Gegenleistung dafür entsprechende Aktien anzunehmen. Er hatte der Allgemeinheit lediglich einen Dienst erweisen wollen. Mehrere Jahre nach Vaters Pensionierung kam ein Revisor aus England nach Indien, um die Bücher der *Bengal Nagpur*-Eisenbahngesellschaft zu prüfen. Dabei stellte dieser verblüfft fest, dass Vater sich nie die ihm zustehenden Sondervergütungen hatte auszahlen lassen. »Er hat dreimal so viel gearbeitet wie jeder andere«, berichtete der Buchprüfer der Gesellschaft. »Wir schulden ihm noch 125 000 Rupien [etwa 41 250 Dollar].« Daraufhin stellte man meinem

* Diese erhabene Dichtung in Sanskrit ist Teil des Epos der *Mahabharata* und gilt als die »Bibel der Hindus«. Eine sehr poetische englische Übersetzung ist *The Song Celestial* von Edwin Arnold (Deutsch: Der Himmlische Gesang). Eine der besten Übersetzungen ins Englische mit detailliertem Kommentar ist *Message Of The Gita* von Sri Aurobindo. In deutscher Sprache ist von Sri Aurobindo *Essays über die Gita* (Gladenbach 1992) erschienen (Anm. d. dt. Hrsg.).

Vater einen Scheck über diese Summe aus. Vater aber schenkte der ganzen Angelegenheit so wenig Beachtung, dass er vergaß, sie seiner Familie gegenüber zu erwähnen. Erst viel später entdeckte mein jüngster Bruder Bishnu diese große Summe auf einem Kontoauszug und sprach ihn darauf an: »Warum so viel Aufhebens um materiellen Gewinn machen?«, erwiderte Vater. »Wer nach innerem Gleichmut strebt, lässt sich weder vom Gewinn berauschen noch vom Verlust niederdrücken, denn er weiß, dass er ohne einen Pfennig auf die Welt gekommen ist und sie auch ebenso arm wieder verlassen muss.«

Schon während ihrer ersten Ehejahre wurden meine Eltern Schüler des großen Meisters Lahiri Mahasaya von Benares; diese Verbindung verstärkte zusätzlich die ohnehin asketische Veranlagung meines Vaters. Mutter machte meiner ältesten Schwester Roma gegenüber einmal folgendes Geständnis: »Dein Vater und ich schlafen nur einmal im Jahr miteinander, um Kinder zu haben.«

Mein Vater begegnete Lahiri Mahasaya zum ersten Mal durch Vermittlung von Abinash Babu*, der bei der *Bengal Nagpur-Eisenbahngesellschaft* in der Niederlassung Gorakhpur arbeitete. Damals erzählte mir Abinash Babu viele fesselnde Geschichten aus dem Leben indischer Heiliger und jedes Mal fügte er einige Lobpreisungen über seinen eigenen Guru und dessen geistige Größe hinzu.

»Hast du jemals erfahren, unter welch außergewöhnlichen Umständen dein Vater Schüler von Lahiri Mahasaya wurde?« Es war ein schwüler Sommernachmittag, als ich mit Abinash im Garten vor unserem Hause saß und er urplötzlich diese Frage an mich richtete. Ich schüttelte den Kopf und sah ihn erwartungsvoll an.

»Vor vielen Jahren, noch ehe du geboren wurdest, bat ich deinen Vater, der mein Vorgesetzter war, mir eine Woche Urlaub zu geben, um meinen Guru in Benares besuchen zu können. Dein Vater aber machte sich über mein Vorhaben lustig.

* *Babu*, »Herr«, wird in der bengalischen Sprache hinter den Namen gesetzt.

›Willst du etwa ein religiöser Fanatiker werden?‹, fragte er. ›Wenn du es im Leben zu etwas bringen möchtest, konzentriere dich lieber auf deine Arbeit im Büro.‹

Als ich am selben Tag traurig durch den Wald nach Hause ging, begegnete ich deinem Vater, der in einer Sänfte saß. Er begleitete mich ein Stück des Weges zu Fuß. Dabei versuchte er, mich zu trösten und mir zu erklären, warum ein Streben nach weltlichem Erfolg so wichtig sei. Doch seine Worte hatten auf mich keine Wirkung. In meinem Herzen rief es immerfort: ›Lahiri Mahasaya, ich kann nicht mehr leben, ohne Euch zu sehen!‹

Der Weg führte uns an den Rand einer Wiese, wo die letzten Sonnenstrahlen des Tages die Spitzen der hohen Grashalme in goldenes Licht tauchten. Wir blieben voller Verwunderung stehen, denn dort auf dem Felde, nur wenige Meter von uns entfernt, erschien plötzlich die Gestalt meines großen Gurus.*

Wir trauten unseren Ohren kaum, als dieser mit klarer Stimme sprach: ›Bhagabati, du bist zu hart gegen deinen Angestellten!‹ Und auf ebenso geheimnisvolle Weise, wie er gekommen war, entschwand er wieder. Ich fiel auf die Knie und rief: ›Lahiri Mahasaya! Lahiri Mahasaya!‹ Einige Augenblicke lang stand dein Vater regungslos vor Stäunen da. Dann aber sprach er: ›Abinash, ich gebe nicht nur *dir* Urlaub, sondern auch *mir selbst*, damit wir morgen nach Benares fahren können. Ich muss diesen großen Lahiri Mahasaya kennen lernen, der sich willentlich materialisieren kann, um sich für dich zu verwenden. Ich will auch meine Frau mitnehmen und den Meister bitten, uns in seinen geistigen Weg einzuhühen. Willst du uns zu ihm führen?‹

›Selbstverständlich‹, sagte ich, zutiefst erfreut über die wunderbare Erhörung meines Gebetes und die unerwartet günstige Wendung der Ereignisse.

Gleich am nächsten Abend fuhren wir – deine Eltern und ich – mit dem Zug nach Benares. Am darauf folgenden Morgen nahmen

* Die außergewöhnlichen Kräfte, über die viele große Meister verfügen, werden in Kapitel 30 erläutert.

wir dort ein Pferdefuhrwerk und mussten dann noch zu Fuß durch ein paar enge Gassen gehen, bis wir schließlich das abgelegene Haus meines Gurus erreichten. Wir traten in sein kleines Zimmer ein und verneigten uns vor dem Meister, der in seinem üblichen Lotussitz saß. Er betrachtete uns mit prüfendem Blick und richtete seine Augen dann auf deinen Vater. ›Bhagabati, du bist zu hart gegen deinen Angestellten!‹ Es waren dieselben Worte, die er zwei Tage zuvor auf der Wiese in Gorakhpur gesprochen hatte. Dann fügte er hinzu: ›Ich freue mich, dass du Abinash die Erlaubnis gegeben hast, mich zu besuchen, und dass du ihn mit deiner Frau begleitet hast.‹

Zur Freude deiner Eltern weihte er sie beide in den spirituellen Weg des *Kriya-Yoga** ein. Seit jenem denkwürdigen Tage verband mich eine innige Freundschaft mit deinem Vater, der nun mein Mitbruder geworden war. Lahiri Mahasaya nahm besonderen Anteil an deiner Geburt. Zweifellos wird dein Leben mit dem seinigen verbunden sein, denn der Segen des Meisters wird dich immer und überallhin begleiten.«

Lahiri Mahasaya verließ diese Welt, kurz nachdem ich geboren wurde. In einem reich verzierten Rahmen schmückte sein Bild den Familienaltar all unserer Wohnungen, die wir im Laufe der Zeit auf Grund von Vaters beruflichen Versetzungen bezogen haben. Wie oft setzten Mutter und ich uns morgens und abends an den improvisierten Altar, um davor zu meditieren und unsere in duftende Sandelholzpaste getauchten Blumen darzubieten. Mit Weihrauch und Myrrhe und vor allem mit unserer vereinten Hingabe beteten wir die Gottheit an, die sich uns in solch vollendet Weise durch Lahiri Mahasaya offenbart hatte.

Sein Bild übte einen überaus starken Einfluss auf mich aus. Während ich heranwuchs, beschäftigte ich mich immer mehr mit Gedanken an den Meister. Oft, wenn ich meditierte, sah ich sein Bild aus

* Eine yogische Technik, die den Aufruhr der Sinne beruhigt und es den Menschen ermöglicht, mehr und mehr eins mit dem Kosmischen Bewusstsein zu werden (siehe Kapitel 26)

dem kleinen Rahmen heraustreten. Mir schien dann, als sähe ich ihn leibhaftig vor mir sitzen. Sobald ich aber versuchte, die Füße dieses Lichtkörpers zu berühren, verwandelte er sich wieder in das Bild. Mit den Jahren wurde die kleine, hinter Glas gerahmte Fotografie Lahiri Mahasayas zu einer lebendigen und erleuchtenden Gegenwart für mich. Oft betete ich in Augenblicken des Zweifels und der Unsicherheit zu ihm und fühlte dann jedes Mal, wie er mich tröstete und führte. Zuerst war ich betrübt, dass er nicht mehr in seinem Körper lebte. Doch als ich seine heimliche Allgegenwärtigkeit zu spüren begann, trauerte ich nicht länger. Schülern, die allzu großen Wert darauf legten, ihn persönlich zu sehen, hatte er oft geschrieben: »Warum wollt ihr euch meinen Körper ansehen, wo ich doch ständig im Bereich eures *Kutastha*, eures spirituellen Auges, bin?« Als ich etwa acht Jahre alt war, durfte ich eine wunderbare Heilung durch das Bild Lahiri Mahasayas erleben, was meine Liebe zu ihm noch vertiefte. Wir wohnten damals auf unserem Familienanwesen im bengalischen Ichapur und ich erkrankte plötzlich an der asiatischen Cholera. Die Ärzte wussten sich keinen Rat mehr und hatten mich bereits aufgegeben. Meine Mutter saß an meinem Bett und bemühte sich verzweifelt, meinen Blick auf das Bild von Lahiri Mahasaya zu lenken, das über dem Bett an der Wand hing.

»Verneige dich im Geiste vor ihm!«, sagte sie, denn sie wusste, dass ich zu schwach war, um auch nur meine Hände zum Gruß zu erheben. »Wenn du ihm wirklich deine Hingabe zeigst und innerlich vor ihm niederkniest, wirst du am Leben bleiben.«

Ich blickte unverwandt auf das Bild und bemerkte plötzlich, wie mein Körper und der ganze Raum in ein gleißendes Licht gehüllt wurden. Augenblicklich verschwanden meine Übelkeit und die anderen Symptome der Krankheit. Ich war gesund! Und sogleich fühlte ich mich kräftig genug, um mich nach vorn zu neigen und in Dankbarkeit Mutters Füße zu berühren, denn es war ihr unerschütterlicher Glaube an den Guru, der mir geholfen hatte.

Mehrmals presste Mutter ihre Stirn an das kleine Bild und rief: »O allgegenwärtiger Meister, ich danke Euch, dass Ihr meinen Sohn durch

Autobiographie

Euer Licht geheilt habt!« Da verstand ich, dass auch sie das blendende Licht wahrgenommen hatte, das mich augenblicklich von dieser zu- meist tödlich verlaufenden Krankheit geheilt hatte.

Diese Fotografie, die Vater als persönliches Geschenk von Lahiri Mahasaya erhalten hatte, gehört heute zu meinem kostbarsten Besitz; sie hat eine heilige Ausstrahlung. Das Bild verdankt seine Entstehung einer wundersamen Fügung, die mir einst Kali Kumar Roy, ein Mit- bruder meines Vaters, geschildert hat:

Allem Anschein nach hatte der Meister eine Abneigung dagegen, fotografiert zu werden. Ungeachtet seines Protestes machte ein Fotograf einmal eine Gruppenaufnahme von ihm im Kreise seiner Schüler – darunter auch Kali Kumar Roy. Wie bestürzt war der Fotograf jedoch, als er entdeckte, dass die Platte zwar das Bild aller Schüler klar wiedergab, jedoch in der Mitte, wo eigentlich die Gestalt Lahiri Mahasayas hätte erscheinen müssen, eine leere Stelle aufwies. Dieses Phänomen wurde überall lebhaft diskutiert.

Einer der Schüler, Ganga Dhar Babu, war ein erfahrener Fotograf und behauptete recht selbstsicher, dass es ihm bestimmt gelingen werde, die flüchtige Gestalt des Meisters auf der Platte einzufangen. Schon am nächsten Morgen, als der Guru im Lotussitz auf einer Holzbank vor einem Wandschirm saß, erschien Ganga Dhar Babu mit seiner Ausrüstung.

Unter Beachtung aller Vorsichtsmaßnahmen machte er in schneller Folge zwölf Bilder. Doch auf den Platten erschienen zwar ausnahmslos die Holzbank und der Wandschirm, die Gestalt des Meisters aber fehlte wieder.

Enttäuscht und mit Tränen in den Augen suchte Ganga Dhar Babu daraufhin seinen Guru auf. Erst nach vielen Stunden brach Lahiri Mahasaya sein Schweigen mit folgendem bedeutungsvollen Kommentar: »Ich bin GEIST*. Kann deine Kamera das allgegenwärtige Unsichtbare wiedergeben?«

* GEIST steht für das englische Wort *spirit*, das den Göttlichen Geist bezeichnet.
(Anm. d. dt. Hrsg.)

»Ich sehe, dass sie es nicht kann, heiliger Meister. Und dennoch sehne ich mich verzweifelt nach einem Bildnis des physischen Tempels, in dem aus meiner begrenzten Sicht heraus jener GEIST voll und ganz zu wohnen scheint.«

»Komm morgen früh wieder. Dann stehe ich dir für eine Aufnahme zur Verfügung.«

Am nächsten Tag machte der Fotograf erneut seine Kamera bereit. Diesmal blieb die Gestalt des Heiligen nicht mehr verborgen, sondern erschien deutlich sichtbar auf der Platte. Der Meister hat meines Wissens nie wieder ein Bild von sich machen lassen.

Die Fotografie ist in diesem Buch abgebildet. Lahiri Mahasayas reine Gesichtszüge sind so universell, dass sie kaum auf seine Herkunft und Rasse schließen lassen. Sein rätselhaftes Lächeln bringt in verhaltener Weise die Seligkeit der Gottverbundenheit zum Ausdruck. Durch seine halb geöffneten Augen bekundet er ein gewisses Interesse an dieser Welt; doch diese Augen sind auch halb geschlossen. Völlig unberührt von den armseligen Verlockungen dieser Welt, ist er dennoch stets offen für die geistigen Anliegen aller Suchenden gewesen, die zu ihm kamen und um seinen Segen batzen.

Kurz nach meiner Heilung durch die Kräfte des Guru-Bildnisses hatte ich eine spirituelle Vision von nachhaltiger Wirkung. Als ich eines Morgens auf meinem Bett saß, verfiel ich in eine tiefe Träumerei. »Was befindet sich hinter dem Dunkel der geschlossenen Augen?«, dieser Gedanke tauchte plötzlich in mir auf und ließ mich nicht mehr los. Und sogleich flammte vor meinem inneren Auge ein gewaltiges Licht auf. Bilder von Heiligen, die meditierend in Berghöhlen saßen, erschienen auf dem weißen Lichtschirm, der sich im Inneren meines Kopfes befand. »Wer seid ihr?«, fragte ich mit lauter Stimme.

»Wir sind die Yogis vom Himalaja.« Meine Reaktion auf diese himmlische Antwort lässt sich nur schwer beschreiben; mein Herz bebte vor Freude.

»O, ich möchte zum Himalaja gehen und so werden wie ihr!«

Die Vision entschwand, doch silberne Strahlen breiteten sich in immer größer werdenden Kreisen bis in die Unendlichkeit aus.

Autobiographie

»Woher kommt dieser wunderbare Glanz?«

»Ich bin *Iswara**. Ich bin Licht!« Die Stimme klang wie verhallender Donner.

»Ich will eins mit dir werden.«

Langsam kehrte ich aus der göttlichen Verzückung zurück. Doch sie hinterließ eine brennende Sehnsucht in mir – die Sehnsucht nach Gott. »Er ist immer währende, ewig neue Freude!«

Die Erinnerung an dieses Erlebnis klang noch lange in mir nach. Ich habe noch eine andere, im wahrsten Sinne des Wortes bleibende Kindheitserinnerung, denn bis zum heutigen Tage ist eine Narbe davon zurückgeblieben. Eines Morgens saßen meine ältere Schwester Uma und ich unter einem Zedrachbaum in unserem Garten in Gorakhpur. Uma half mir beim Lesen einer bengalischen Fibel, hatte es aber nicht leicht mit mir, weil ich meine Augen kaum von den Papageien abwenden konnte, die an den reifen Früchten pickten. Uma hatte ein Furunkel am Bein und holte sich eine Dose mit Salbe. Auch ich schmierte mir etwas davon auf den Arm.

»Warum tust du dir Medizin auf einen gesunden Arm?«

»Weil ich fühle, Schwesterlein, dass ich morgen auch ein Furunkel haben werde. Ich probiere deine Salbe an der Stelle aus, wo mein Furunkel herauskommen wird.«

»Du kleiner Schwindler!«

»Sag nicht Schwindler zu mir, sondern warte ab, was morgen passiert!«, entgegnete ich voller Entrüstung. Doch meine Schwester schien wenig beeindruckt und neckte mich noch dreimal auf die gleiche Weise. Da antwortete ich mit großer Entschlossenheit: »Bei der Kraft meines Willens erkläre ich dir, dass ich morgen genau an dieser Stelle meines Armes ein ziemlich großes Furunkel haben werde! Und *dein* Furunkel wird dann doppelt so groß sein wie heute!«

* Ein Sanskritname für Gott als Herrscher des Universums (aus der Sanskritwurzel *is*, »herrschen«). In den heiligen Schriften der Hindus gibt es 108 verschiedene Namen für Gott, von denen jeder eine etwas andere philosophische Bedeutung hat.

Am nächsten Morgen hatte ich tatsächlich ein dickes Furunkel an der bezeichneten Stelle und Umas Furunkel war doppelt so groß geworden. Schreiend eilte meine Schwester zu unserer Mutter: »Mukunda ist ein Zauberer geworden!«

Mutter ermahnte mich ernsthaft, nie wieder die Kraft des Wortes zu missbrauchen, um anderen Schaden zuzufügen. Ich habe mir ihren Rat sehr zu Herzen genommen und ihn von da an stets befolgt.

Mein Furunkel musste chirurgisch entfernt werden und der Schnitt des Arztes hinterließ eine sichtbare Narbe. So trage ich seit jener Zeit an meinem rechten Arm ein Mal, das mich stets an die Macht des menschlichen Wortes erinnert.

Die einfachen und scheinbar harmlosen Sätze, die ich mit voller Überzeugung an meine Schwester gerichtet hatte, besaßen eine geradezu explosive Kraft und verfehlten ihre – wenn auch schmerzliche – Wirkung nicht. Später gelangte ich zu der Erkenntnis, dass man diese explosive Schwingungskraft des Wortes weise lenken kann, um im Leben Hindernisse aller Art aus dem Weg zu räumen, ohne sich dabei Narben oder Vorwürfe einzuhandeln.*

* Die unendliche Macht des Klanges entspringt dem schöpferischen Wort AUM, der kosmischen Kraft der Schwingung, die allen atomaren Energien zugrunde liegt. Jedes mit klarer Überzeugung und tiefer Konzentration gesprochene Wort hat eine materialisierende Wirkung. Das laute oder lautlose Wiederholen von inspirierenden Wörtern hat sich im Couéismus und ähnlichen psychotherapeutischen Systemen als wirkungsvoll erwiesen. Das Geheimnis dieser Methoden besteht in einem Anstieg der Schwingungsfrequenz des menschlichen Geistes. Der Dichter Tennyson gibt uns in seinen Memoiren folgende Beschreibung einer Wiederholungsformel, mit deren Hilfe er vom bewussten in den überbewussten Zustand gelangte:

»Schon seit meiner Kindheit habe ich oftmals eine Art Wachtrance – ich wähle dieses Wort in Ermangelung eines besseren Terminus – erfahren, wenn ich allein war«, schrieb Tennyson. »In diesen Zustand gelangte ich, indem ich in Gedanken ständig meinen Namen *wiederholte*, bis sich ganz plötzlich – gewissermaßen aus der Intensität des Individualitätsbewusstseins heraus – die Individualität selbst aufzulösen schien, um in das grenzenlose Sein einzugehen; und dies nicht etwa in einem Zustand der Konfusion, sondern der absoluten Klarheit und Sicherheit, jenseits aller Worte – wo der Tod als eine geradezu lachhafte Unmöglichkeit erscheint und wo der Verlust der Persönlichkeit (so es denn dazu käme) nicht Auslöschung, sondern das einzig wahre Leben bedeutet.«

Und er meinte weiter: »Es handelt sich hier nicht um eine nebulöse Verzückung,

Als unsere Familie nach Lahore im Punjab umzog, erwarb ich dort ein Bild der Göttlichen Mutter Kali*. Es zierte einen einfachen kleinen Schrein auf dem Balkon unseres Hauses. Auf einmal spürte ich in mir die unerschütterliche Überzeugung, dass an diesem geheiligten Ort jedes meiner Gebete erhört wird. Eines Tages stand ich dort mit Uma und beobachtete, wie zwei Jungen ihre Drachen über den Dächern der beiden gegenüberliegenden Häuser steigen ließen, die nur durch eine enge Gasse von unserem Haus getrennt waren.

»Warum bist du so schweigsam?«, fragte Uma und stupste mich neckend.

»Ich denke gerade, wie wunderbar es ist, dass die Göttliche Mutter mir alles gibt, worum ich sie bitte.«

»Gibt sie dir vielleicht auch diese beiden Drachen?«, lachte meine Schwester spöttisch.

»Warum nicht?« Schweigend begann ich, um die Drachen zu beten. In Indien werden Wettkämpfe mit Papierdrachen veranstaltet, deren Schnüre mit kleinen scharfkantigen Glassplittern beklebt sind. Jeder Spieler versucht, die Schnur des gegnerischen Drachens zu durchtrennen. Ein solchermaßen »befreiter« Drachen segelt dann über die Dächer und es macht großen Spaß, ihn einzufangen. Da Uma und ich auf dem Balkon standen, schien es unmöglich, dass ein frei segelnder Drachen in unsere Hände gelangen könnte, denn seine Schnur würde natürlich nur über die Dächer hinwieggleiten.

Die Spieler auf der anderen Seite der Straße begannen ihren Wettkampf. Als die erste Schnur durchtrennt wurde, flog der Drachen sofort in meine Richtung. Und da der Wind plötzlich nachließ, blieb er einen Augenblick lang in der Luft stehen, und seine Schnur verfing sich in einem Kaktus auf dem Dach des gegenüberliegenden Hauses. Dadurch bildete sich eine lange Schlaufe, an der ich den Drachen zu fassen bekam. Sogleich überreichte ich Uma meine Trophäe.

sondern um einen Zustand transzendornter Verwunderung in Verbindung mit völiger Klarheit des Geistes.«

* *Kali* ist ein Symbol Gottes in Gestalt der ewigen Mutter Natur.

»Das war nur ein ungewöhnlicher Zufall und keine Antwort auf dein Gebet! Erst wenn der andere Drachen auch zu dir kommt, will ich dir glauben.« Doch die erstaunten Augen meiner Schwester verrieten mehr als alle Worte.

Mit wachsender Inbrunst betete ich weiter. Als der zweite Spieler zu fest an seinem Drachen zerrte, riss sich dieser los, flog auf mich zu und tanzte vor mir im Wind. Mein Freund, der Kaktus, knüpfte die Schnur abermals zu einer handlichen Schlaufe, und ich reichte Uma meine zweite Trophäe.

»Wahrhaftig, die Göttliche Mutter erhört dich! Das ist mir alles unheimlich!«, sagte meine Schwester und rannte wie ein erschrecktes Reh davon.

Der Tod meiner Mutter und das geheimnisvolle Amulett

Der sehnlichste Wunsch meiner Mutter war es, meinen älteren Bruder verheiratet zu sehen. »Oh, wenn ich erst das Gesicht von Anantas Frau erblicke, dann habe ich den Himmel auf Erden!« Wie oft hörte ich meine Mutter dies sagen – sie brachte damit den starken Wunsch der Inder nach Fortbestand der Familie zum Ausdruck. Als sich Ananta schließlich verlobte, war ich elf Jahre alt. Mutter war nach Kalkutta gereist, um dort in großer Vorfreude die Hochzeitsvorbereitungen zu überwachen. Vater und ich blieben allein in unserem Haus im nordindischen Bareilly zurück, wohin mein Vater nach zweijährigem Aufenthalt in Lahore versetzt worden war.

Schon vorher hatte ich anlässlich der Vermählung meiner beiden älteren Schwestern Roma und Uma prunkvolle Hochzeitsfeierlichkeiten erlebt, doch für Ananta, den ältesten Sohn, wurden Vorbereitungen getroffen, die alles Bisherige in den Schatten stellten. Mutter empfing zahlreiche Verwandte, die täglich aus allen Teilen des Landes in Kalkutta eintrafen, und sorgte dafür, dass sie bequem in einem geräumigen, neu erworbenen Haus in der Amherst Street Nr. 50 untergebracht wurden. Alles war bereit – erlesene Speisen für das Bankett, der festlich geschmückte Thron, auf dem mein Bruder zum Haus seiner Braut getragen werden sollte; Lampions in allen Farben; riesige Papp-elefanten und -kamele; englische, schottische und indische Musikkapellen; Unterhaltungskünstler und schließlich die Priester, die die überlieferten Riten vollziehen sollten.

Vater und ich waren in Feststimmung und hatten geplant, rechtzeitig zu den Feierlichkeiten nach Kalkutta zu fahren. Doch kurz vor dem großen Tag hatte ich eine Unheil verkündende Vision. Es war gegen

Mitternacht; ich schlief neben meinem Vater auf der Veranda unseres Bungalows in Bareilly. Plötzlich wurde ich durch ein merkwürdiges Flattern meines Moskitonetzes geweckt. Der zarte Vorhang wurde zur Seite geschoben und ich erblickte die geliebte Gestalt meiner Mutter.

»Wecke deinen Vater!«, flüsterte sie mir mit kaum hörbarer Stimme zu. »Nehmt den nächsten Zug um vier Uhr morgens und kommt sofort nach Kalkutta, wenn ihr mich noch sehen wollt!« Damit entschwand die geisterhafte Erscheinung.

»Vater! Vater! Mutter liegt im Sterben!« Mein entsetzter Ausruf ließ ihn sofort hellwach werden. Schluchzend berichtete ich ihm von meiner schrecklichen Vision.

»Das war nichts als eine Halluzination!«, sagte Vater mit dem für ihn typischen Misstrauen allem Neuen gegenüber. »Deine Mutter erfreut sich bester Gesundheit. Sollten wir morgen irgendwelche schlechten Nachrichten erhalten, können wir immer noch fahren.«

»Du wirst es dir nie verzeihen, wenn wir nicht sofort aufbrechen!«, rief ich und fügte in meiner Verzweiflung hinzu: »Und auch ich werde dir nie verzeihen!«

Der nächste Morgen brachte uns die traurige Gewissheit: »Mutter lebensgefährlich erkrankt. Hochzeit verschoben. Kommt sofort!« Bestürzt reisten Vater und ich ab. Auf einem Bahnhof, wo wir umsteigen mussten, erwartete uns bereits einer meiner Onkel; er war uns aus Kalkutta entgegengereist. In diesem Augenblick fuhr ein anderer Zug donnernd in den Bahnhof ein; ich war innerlich so aufgewühlt, dass ich plötzlich von dem Verlangen erfasst wurde, mich auf die Schienen zu stürzen. Ich fühlte, dass ich meine Mutter bereits verloren hatte, und ohne sie erschien mir die Welt auf einmal leer und unerträglich. Mutter war der liebste Mensch, den ich auf Erden besaß. Ihre tröstenden schwarzen Augen waren mein sicherster Zufluchtsort vor all den kleinen Kümmernissen meiner Kindheit gewesen.

Doch ich hielt inne, um eine letzte Frage an meinen Onkel zu richten: »Lebt sie noch?«

Er konnte mir die Verzweiflung vom Gesicht ablesen und antwortete: »Natürlich lebt sie!«

Doch es fiel mir schwer, ihm zu glauben. Als wir endlich unser Haus in Kalkutta erreichten, blieb uns nichts, als uns mit dem unfassbaren Geheimnis des Todes auseinander zu setzen. Ich verfiel in einen Zustand innerer Erstarrung. Jahre vergingen, bis ich mich mit diesem Verlust abgefunden hatte. Meine heftigen Schmerzensschreie stürmten schließlich die Tore des Himmels und wurden erhört von der Göttlichen Mutter. Ihre Worte waren es, die die noch immer offene Wunde endgültig heilten: »Ich war es, die Leben um Leben mit der Zärtlichkeit vieler Mütter über dir gewacht hat. Erkenne in meinem Blick die wunderbaren schwarzen Augen – die, die du verloren glaubtest und vergeblich gesucht hast.«

Kurz nach der Feuerbestattung meiner viel geliebten Mutter kehrten Vater und ich nach Bareilly zurück. Jeden Morgen in der Frühe pilgerte ich von nun an zu dem großen Scheolibaum, der den gepflegten goldgrünen Rasen vor unserem Bungalow überschattete. In manch poetischen Augenblicken schien es mir, als ließen sich die fallenden weißen Scheoliblütten hingebungsvoll auf dem Altar des grünen Rasens nieder. Während sich meine Tränen mit den Tautropfen mischten, sah ich oft ein seltsames, überirdisches Licht aus der Morgendämmerung hervorleuchten. Dann ergriff mich immer eine schmerzliche Sehnsucht nach Gott und ich fühlte mich unwiderstehlich zum Himalaja hingezogen. Um diese Zeit kam einer meiner Vetter, der gerade von einer Reise zu den heiligen Bergen zurückgekehrt war, zu Besuch nach Bareilly. Begierig lauschte ich seinen Berichten über die Yogis und Swamis*, die in der Abgeschiedenheit der Bergwelt lebten.

»Lass uns von zu Hause fortlaufen und zum Himalaja gehen!«, schlug ich eines Tages Dwarka Prasad, dem Sohn unseres Hauswirts in Bareilly, vor. Doch mein Ansinnen stieß bei ihm auf wenig Gegenliebe. Er verriet meinen Plan sogar meinem älteren Bruder, der gerade eingetroffen war, um unseren Vater zu besuchen. Anstatt über diesen realitätsfremden Traum eines kleinen Jungen lächelnd hinwegzusehen,

* *Swā*, die Wurzel des Sanskritwortes *Swami*, bedeutet »einer, der eins ist mit seinem Selbst«. Für Angehörige der indischen Mönchsorden wird es als respektvoller Titel, etwa wie »Ehrwürdiger«, gebraucht.

zog Ananta mich ständig damit auf: »Wo hast du denn dein orangefarbenes Gewand? Ohne das bist du kein echter Swami!«

Mich überlief bei seinen Worten jedes Mal ein Schauer der Erregung, denn ich sah mich dabei im Geiste als Mönch durch ganz Indien wandern. Vielleicht erweckten seine Worte Erinnerungen an ein früheres Leben. Auf jeden Fall wusste ich, mit welcher Selbstverständlichkeit ich eines Tages das Gewand dieses altehrwürdigen Mönchsorts anlegen würde.

Eines Morgens, als ich mich wieder einmal mit Dwarka unterhielt, überkam mich die Liebe zu Gott wie eine übermächtige Woge. Die Worte, die mir daraufhin zuströmten, fielen bei meinem Gefährten auf wenig fruchtbaren Boden; ich selbst aber lauschte mit ganzem Herzen meiner inneren Stimme.

Noch am selben Nachmittag brach ich heimlich nach Naini Tal am Fuße des Himalajas auf. Ananta folgte mir jedoch prompt und so musste ich schweren Herzens nach Bareilly zurückkehren. Die einzige erlaubte »Wallfahrt« war für mich der morgendliche Gang zum Schelibaum. Mein Herz verzehrte sich nach meinen verlorenen Müttern – der irdischen und der göttlichen.

Die Lücke, die Mutters Tod in die Familie gerissen hatte, konnte nicht mehr geschlossen werden. Vater heiratete nicht wieder und blieb während der ihm noch verbleibenden vierzig Lebensjahre allein. Er war seinen Kindern Vater und Mutter zugleich und wurde zunehmend einfühlsamer und aufgeschlossener. Ruhig und mit großer Umsicht nahm er sich der verschiedensten Familienprobleme an. Nach der Arbeit im Büro zog er sich wie ein Einsiedler in sein Zimmer zurück, um in selbstgewählter Abgeschiedenheit *Kriya-Yoga* zu üben. Lange nach Mutters Tod versuchte ich, eine englische Haushälterin einzustellen, um meinem Vater das Leben etwas angenehmer zu gestalten. Doch Vater schüttelte den Kopf: »Mit dem Tode deiner Mutter hat ihre Fürsorge für mich ein Ende gefunden.« Sein Blick, aus dem lebenslange Treue und Hingabe sprachen, schweifte in die Ferne. »Ich werde mich von keiner anderen Frau umsorgen lassen.«

Vierzehn Monate nach Mutters Tod erfuhr ich, dass sie mir eine

bedeutsame Botschaft hinterlassen hatte. Ananta, der an ihrem Sterbebett gewesen war, hatte ihre Worte niedergeschrieben. Obgleich sie ihn gebeten hatte, mir die Botschaft genau nach einem Jahr zu übermitteln, hatte er etwas mehr Zeit verstreichen lassen. Erst kurz bevor er Bareilly verließ, um in Kalkutta das Mädchen zu heiraten, das Mutter für ihn auserwählt hatte,* rief er mich eines Abends zu sich.

»Mukunda, ich habe bis jetzt gezögert, dir diese seltsame Botschaft zu übermitteln«, sagte er mit leicht resigniertem Unterton, »denn ich fürchtete, dass sie dich in dem Wunsch, von zu Hause fortzulaufen, nur noch bestärken würde. Doch du brennst ohnehin in göttlicher Sehnsucht. Als ich dich kürzlich auf deinem Weg zum Himalaja einholte, wurde mir klar, dass ich die Einlösung meines feierlichen Versprechens nun nicht länger aufschieben darf.« Mit diesen Worten überreichte er mir ein kleines Kästchen und teilte mir Mutters Botschaft mit.

»Mein geliebter Sohn Mukunda, diese Worte sollen mein letzter Segen für dich sein«, so hatte Mutter gesprochen. »Es ist an der Zeit, dir von mehreren ungewöhnlichen Ereignissen zu berichten, die sich nach deiner Geburt zugetragen haben. Welcher Weg dir bestimmt ist, wusste ich bereits, während ich dich als Neugeborenes in meinen Armen hielt. Ich trug dich damals zum Hause meines Gurus in Benares, doch vor mir stand eine große Schar anderer Schüler des Meisters, sodass ich Lahiri Mahasaya, der sich in tiefer Meditation befand, kaum sehen konnte. Während ich dich streichelte, betete ich, dass der große Guru uns bemerken und seinen Segen geben möge. Voller Inbrunst war mein Flehen. Schließlich öffnete er die Augen und bat mich, vorzutreten. Die anderen machten mir Platz, sodass ich mich zu seinen heiligen Füßen verneigen konnte. Lahiri Mahasaya nahm dich auf seinen Schoß, legte die Hand auf deine Stirn und taufte dich im Geiste.

»Dein Sohn, liebe Mutter, wird ein Yogi und geistiger Führer werden und vielen Seelen den Weg ins Reich Gottes bereiten.«

* Der alte indische Brauch, nach dem die Eltern den Lebenspartner für ihre Kinder auswählen, hat den Wandel der Zeiten überdauert. Der Prozentsatz glücklicher Ehen ist in Indien ausgesprochen hoch.

Mein Herz jubilierte, als ich durch den allwissenden Guru erfuhr, dass mein stilles Gebet erhört worden war. Schon kurz vor deiner Geburt hatte er mir gesagt, dass du seinem Weg folgen würdest. Später, mein Sohn, erfuhren deine Schwester Roma und ich von deiner Vision des Großen Lichtes. Wir hatten dich nämlich vom Nebenzimmer aus beobachtet, wie du regungslos auf deinem Bett saßest. Dein kleines Gesicht leuchtete und mit eiserner Entschlossenheit in der Stimme sprachst du davon, zum Himalaja zu gehen und Gott zu suchen. Auf diese Weise, lieber Sohn, erfuhr ich, dass dein Weg abseits von allen weltlichen Ambitionen liegt. Dann erhielt ich noch eine weitere Bestätigung, und dieses seltsamste aller Erlebnisse ist es, das mich jetzt auf meinem Totenbett drängt, dir diese Botschaft zu hinterlassen. Es handelt sich um eine Begegnung mit einem Weisen im Punjab. Als wir noch in Lahore lebten, kam eines Morgens der Diener in mein Zimmer und sagte: ›Gnädige Frau, ein fremder *Sadhu** ist hier und verlangt, die Mutter von Mukunda zu sprechen.‹

Diese einfachen Worte berührten mich tief in meinem Herzen und ich ging sofort hinaus, um den Besucher zu begrüßen. Als ich mich demütig vor ihm verneigte, fühlte ich, dass dieser Sadhu ein echter Abgesandter Gottes war.

›Die großen Meister‹, so sprach er zu mir, ›lassen dir sagen, dass deine Lebenszeit auf Erden bald abgelaufen ist. Deine nächste Krankheit wird deine letzte sein.‹** Daraufhin folgte ein längeres Schweigen, doch das beunruhigte mich nicht weiter. Ich war vielmehr erfüllt von großem innerem Frieden. Schließlich fuhr er fort:

›Ich werde ein besonderes Silberamulett in deine Obhut geben, das ich dir heute aber noch nicht aushändigen will. Zum Beweis, dass meine Worte wahr sind, wird sich der Talisman morgen, während du medi-

* Ein *Sadhu* ist ein Einsiedler, der eine *Sadhana* oder spirituelle Disziplin verfolgt.

** Als ich durch diese Worte meiner Mutter erfuhr, dass sie geheime Kenntnis von ihrem frühzeitigen Tod gehabt hatte, verstand ich zum ersten Mal, warum sie sich so sehr mit den Hochzeitsvorbereitungen für Ananta beeilt hatte. Als Mutter hatte sie den natürlichen Wunsch gehabt, dem Hochzeitszeremoniell beizuwollen, was ihr allerdings nicht mehr vergönnt war.

tierst, in deinen Händen materialisieren. Auf deinem Totenbett musst du deinem ältesten Sohn Ananta den Auftrag geben, das Amulett ein Jahr lang aufzubewahren und es deinem zweiten Sohn dann zu übergeben. Mukunda wird die Bedeutung dieses Talismans, der von den großen Meistern kommt, verstehen. Er soll ihn zu der Zeit empfangen, da er bereit ist, allem Weltlichen zu entsagen und seine Suche nach Gott zu beginnen. Wenn das Amulett nach einigen Jahren seinen Zweck erfüllt hat, wird es wieder verschwinden. Selbst wenn er es im geheimsten aller Verstecke aufbewahrt, wird es wieder an seinen Ursprungsort zurückkehren.«

Ich bot dem Heiligen Almosen an* und verneigte mich in großer Ehrerbietung vor ihm. Er segnete mich zum Abschied, nahm meine Gabe jedoch nicht an. Am nächsten Abend, als ich mit gefalteten Händen meditierte, materialisierte sich tatsächlich ein silbernes Amulett zwischen meinen Fingern, genau wie es der Sadhu versprochen hatte. Es fühlte sich kühl und glatt an. Über zwei Jahre lang habe ich es sorgfältig aufbewahrt und dann Ananta anvertraut. Trauere nicht um mich, denn ich werde von meinem großen Guru in die Unendlichkeit heimgeführt. Leb wohl, mein Kind! Die kosmische Mutter wird dich beschützen!«

Als ich das Amulett in Besitz nahm, kam eine plötzliche Erleuchtung über mich und viele schlummernde Erinnerungen wurden wach. Der runde, mit Sanskritbuchstaben bedeckte Talisman mutete seltsam und altertümlich an. Ich wusste, dass er von meinen Lehrern aus vergangenen Leben kam, die unsichtbar meine Schritte lenkten. Auch barg er noch ein anderes Geheimnis, das ich hier jedoch nicht enthüllen kann. Wie der Talisman schließlich in einer für mich besonders schweren Zeit meines Lebens wieder verschwand und wie sein Verlust das Nahen meines Gurus ankündigte, soll in diesem Kapitel noch nicht geschildert werden.

Doch der kleine Junge, der so gern zum Himalaja gelangen wollte, dessen Pläne aber ständig durchkreuzt wurden, reiste auf den Flügeln des Amulets täglich in weite Fernen.

* Eine übliche Geste, die die Achtung vor den Sadhus zum Ausdruck bringt

3

Der Heilige mit den zwei Körpern

»Vater, wenn ich dir ganz fest verspreche, wieder nach Hause zurückzukommen, erlaubst du mir dann, eine Studienfahrt nach Benares zu machen?« Vater hatte stets Verständnis für meine Reiselust und ließ mich schon in sehr jungen Jahren viele Städte und Wallfahrtsorte besuchen, wobei ich gewöhnlich von einigen meiner Freunde begleitet wurde. Seine Position bei der Eisenbahn kam dem »Nomadentrieb« in unserer Familie sehr entgegen, denn er besorgte uns jedes Mal Fahrkarten erster Klasse, die uns ein angenehmes Reisen ermöglichten.

Vater versprach, mein Ansinnen zu überdenken. Am nächsten Tag rief er mich zu sich und überreichte mir eine Fahrkarte von Bareilly nach Benares, einige Rupien und zwei Briefe.

»Ich habe mit einem meiner Freunde aus Benares, Kedar Nath Babu, eine geschäftliche Angelegenheit zu erörtern, habe aber leider seine Anschrift verlegt. Doch ich hoffe, dass du ihm diesen Brief durch unseren gemeinsamen Freund Swami Pranabananda überbringen lassen kannst. Der Swami ist mein Mitbruder und in seiner spirituellen Entwicklung weit fortgeschritten. Du wirst also von seiner Bekanntschaft sicherlich profitieren. Der zweite Brief soll dir als Einführungsschreiben dienen.«

Dann fügte er augenzwinkernd hinzu: »Aber bitte keine weiteren Fluchtversuche!«

Mit der Begeisterung eines Zwölfjährigen für neue Gegenden und fremde Gesichter – die ich mir übrigens in all den Jahren habe bewahren können – machte ich mich auf den Weg. In Benares angekommen, suchte ich sofort das Haus des Swamis auf. Die Eingangstür stand

offen und so trat ich ein und ging die Treppe hinauf in einen schmalen, großen Raum im ersten Stock.

Dort saß auf einem kleinen Podest ein kräftiger, nur mit einem Lendentuch bekleideter Mann im Lotussitz. Sein Kopf und sein faltenloses Gesicht waren glatt rasiert. Ein verklärtes Lächeln umspielte seine Lippen. Er begrüßte mich sofort wie einen alten Freund und zerstreute so meine Bedenken, ihn gestört zu haben.

»*Baba anand!* [Gesegnet seist du, mein lieber Freund!]«, sagte er herzlich mit kindlicher Stimme. Ich kniete vor ihm nieder und berührte seine Füße.

»Seid Ihr Swami Pranabananda?«

Er nickte.

»Bist du Bhagabatis Sohn?«, fragte er, noch ehe ich Zeit gehabt hatte, Vaters Brief aus der Tasche zu ziehen. Verwundert überreichte ich ihm das Einführungsschreiben, das jetzt überflüssig zu sein schien.

»Natürlich werde ich Kedar Nath Babu gern für dich ausfindig machen.«

Wieder einmal überraschte mich der Heilige mit seiner Hellsichtigkeit. Er blickte flüchtig auf den Brief und sagte ein paar liebenswürdige Worte über meinen Vater.

»Weißt du auch, dass ich zwei Pensionen genießen darf? Die eine habe ich deinem Vater zu verdanken, für den ich früher bei der Eisenbahngesellschaft gearbeitet habe, und die andere verdanke ich meinem Himmlischen Vater, für den ich meine Pflichten hier auf Erden gewissenhaft erfüllt habe.«

Ich verstand diese Bemerkung nicht recht. »Was für eine Pension erhaltet Ihr denn vom Himmlischen Vater, Sir? Wirft Er Euch etwa Geld in den Schoß?«

Er lachte. »Ich meine eine Pension in Form von grenzenlosem Frieden als Belohnung für viele Jahre tiefer Meditation. An Geld habe ich kein Interesse mehr, denn für meine wenigen materiellen Bedürfnisse ist reichlich gesorgt. Später wirst du die Bedeutung dieser zweiten Pension besser verstehen.«

Dann schwieg der Heilige und verharrte in regloser Andacht. Etwas Sphinxhaftes ging von ihm aus. Zunächst glänzten seine Augen, als ob sie etwas Interessantes beobachteten, dann wurden sie ausdruckslos. Sein Schweigen machte mich verlegen, denn bis jetzt hatte er mir noch nicht verraten, wo ich Vaters Freund finden könnte. Etwas beunruhigt schaute ich mich in dem kahlen Raum um, in dem es außer uns beiden nichts weiter gab. Da fiel mein Blick auf die hölzernen Sandalen des Swamis, die vor dem Podest standen. »Mach dir keine Sorgen, Choto Mahasaya*. Der Mann, den du sprechen willst, wird in einer halben Stunde hier sein.«

Der Yogi hatte meine Gedanken gelesen – unter den gegebenen Umständen eigentlich kein Kunststück! Wiederum verfiel er in unergründliches Schweigen.

Nach meiner Taschenuhr waren dreißig Minuten vergangen, als der Swami plötzlich sagte: »Ich glaube, Kedar Nath Babu ist schon an der Tür.«

Gleich darauf hörte ich jemanden die Treppe heraufkommen. Ich war völlig fassungslos. Meine Gedanken rasten wild durcheinander. »Wie kann es sein, dass Vaters Freund gerade jetzt hier eintrifft, ohne dass man einen Boten nach ihm geschickt hat? Der Swami hat seit meiner Ankunft doch mit niemandem außer mir gesprochen!«

Ich stand auf und lief die Treppe hinunter. Auf halbem Wege begegnete mir ein hagerer, hellhäutiger Mann von mittlerer Statur, der sehr in Eile zu sein schien.

»Seid Ihr Kedar Nath Babu?«, wollte ich mit erregter Stimme wissen.

»Ja, und bist du etwa Bhagabatis Sohn, der hier auf mich wartet?«, fragte er und lächelte mich freundlich an.

»Wie kommt Ihr hierher, Sir?« Sein unerklärliches Erscheinen rief in mir ein gewisses Unbehagen hervor.

»Heute geschehen lauter geheimnisvolle Dinge: Vor einer knappen Stunde, als ich gerade mein Bad im Ganges genommen hatte,

* *Choto Mahasaya*, wörtlich: »junger Herr«; so wurde ich von verschiedenen indischen Heiligen angeredet.

kam Swami Pranabananda auf mich zu. Ich habe keine Ahnung, woher er wissen konnte, dass ich mich dort befand. ›Bhagabatis Sohn wartet in meiner Wohnung auf dich‹, sagte er. ›Kommst du mit?‹

Bereitwillig stimmte ich zu. Doch als wir uns Hand in Hand auf den Weg machten, konnte ich zu meinem Erstaunen kaum Schritt mit dem Swami in seinen Holzsandalen halten; dabei trug ich doch viel festeres Schuhwerk.

Plötzlich blieb Pranabananda stehen und fragte: ›Wie lange brauchst du für den Weg zu mir nach Hause?‹

›Eine gute halbe Stunde.‹

›Ich habe noch etwas anderes zu erledigen und muss dich jetzt zurücklassen‹, sagte er und warf mir einen rätselhaften Blick zu. ›Komm einfach zu mir nach Hause. Ich werde dich dort mit Bhagabatis Sohn erwarten.‹

Ehe ich noch etwas einwenden konnte, ging er eilends an mir vorbei und verschwand in der Menge. Daraufhin bin ich auf schnellstem Wege hierher gekommen.«

Durch diese Erklärung wurde meine Verwunderung nur noch größer. Ich fragte Kedar Nath Babu, wie lange er den Swami denn schon kenne.

›Wir sind uns im vorigen Jahr ein paarmal begegnet, in letzter Zeit jedoch nicht mehr. Darum habe ich mich sehr gefreut, ihn heute beim Baden am *Ghat* wiederzusehen.«

›Ich traue meinen Ohren kaum! Oder habe ich etwa den Verstand verloren? Seid Ihr dem Swami in einer Vision begegnet oder habt Ihr ihn tatsächlich getroffen, seine Hand berührt und seine Schritte gehört?«

›Ich weiß nicht, worauf du hinauswillst‹, rief er ärgerlich. ›Ich lüge dich doch nicht an! Versteh doch: Nur durch den Swami konnte ich erfahren, dass du hier auf mich wartest.‹

›Aber dieser Mann, Swami Pranabananda, hat sich nicht einen Moment lang von der Stelle gerührt, seit ich vor etwa einer Stunde hier eintraf.‹

Und dann sprudelte die ganze Geschichte aus mir heraus.

Mit weit geöffneten Augen hörte er mir zu und sagte: »Leben wir wirklich in dieser materiellen Welt oder ist das alles nur ein Traum? Nie habe ich geglaubt, dass ich einmal ein solches Wunder miterleben würde. Bisher hielt ich den Swami nur für einen gewöhnlichen Menschen, doch jetzt sehe ich, dass er einen zweiten Körper materialisieren und durch ihn wirken kann.«

Gemeinsam betraten wir das Zimmer des Heiligen. »Schau, da stehen genau dieselben Holzsandalen, die er am Ghat getragen hat«, flüsterte Kedar Nath Babu. »Und er war nur mit einem Lendentuch bekleidet, genau wie jetzt.«

Während sich der Besucher vor dem Heiligen verneigte, lächelte dieser mir belustigt zu. »Warum bist du über all dies so verblüfft? Die verborgene Einheit aller Dinge, die zur Welt der Erscheinungen gehören, ist für den echten Yogi kein Geheimnis. Ich kann zum Beispiel jederzeit meine Schüler im entfernten Kalkutta sehen und mich mit ihnen unterhalten. Und sie können auf ähnliche Weise jedes grobstoffliche Hindernis überwinden.«

Wahrscheinlich wollte der Swami ein spirituelles Feuer in meinem jungen Herzen entfachen und hatte sich deshalb herabgelassen, mich etwas von seinen astralen Fähigkeiten des Hellsehens und Hellhörens* wissen zu lassen. Doch statt begeistert zu sein, war ich vor Schreck wie

* Die Naturwissenschaften bestätigen auf ihre eigene Weise die Gültigkeit jener Gesetze, die von den Yogis durch die mentale Wissenschaft entdeckt wurden. So hat man beispielsweise am 26. November 1934 an der Königlichen Universität zu Rom den Nachweis geführt, dass der Mensch über televisionäre Kräfte verfügt: »Dr. Giuseppe Calligaris, Professor der Neurologie und Psychologie, übte an bestimmten Stellen des menschlichen Körpers Druck aus, woraufhin der Proband eine detaillierte Beschreibung von Personen und Gegenständen abgeben konnte, die sich jenseits der Wand befanden. Dr. Calligaris erläuterte den anwesenden Professoren, dass die Versuchsperson in dem Augenblick, da gewisse Hautstellen gereizt werden, übersinnliche Eindrücke empfängt, die sie dazu befähigen, Gegenstände zu sehen, die sie sonst nicht wahrnehmen könnte. Um die Versuchsperson in die Lage zu versetzen, Dinge jenseits der Wand zu erkennen, drückte Prof. Calligaris ungefähr fünfzehn Minuten lang auf eine Stelle an der rechten Seite des Thorax. Dr. Calligaris erklärte ferner, dass die Probanden bei Reizung anderer Körperstellen Gegenstände in jeder beliebigen Entfernung wahrnehmen können, ganz gleich, ob sie diese vorher gesehen hätten oder nicht.«

gelähmt. Da es mir bestimmt war, Gott mit Hilfe eines anderen Gurus zu finden – des Swamis Sri Yukteswar, dem ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht begegnet war –, verspürte ich keinerlei Neigung, Pranabnanda als meinen Lehrer anzunehmen. Zweifelnd blickte ich zu ihm auf und fragte mich, ob ich nun ihn selbst oder seinen Doppelgänger vor mir sitzen sah.

Der Meister versuchte meine Bedenken zu zerstreuen, indem er mich vertrauensvoll anschaut und voller Begeisterung von seinem Guru zu erzählen begann. »Lahiri Mahasaya war der größte Yogi, dem ich je begegnet bin. Er war die Fleisch gewordene Gottheit selbst.«

Wenn schon der Schüler nach Belieben einen zweiten Körper materialisieren kann, dachte ich bei mir, welche Wunder kann dann erst sein Meister vollbringen?

»Ich will dir sagen, wie unschätzbar die Hilfe eines Gurus ist. Als junger Mann pflegte ich zusammen mit einem anderen Schüler jede Nacht acht Stunden lang zu meditieren. Tagsüber arbeiteten wir in einem Büro der Eisenbahngesellschaft. Mir fiel es schwer, mich auf meine Büroarbeit zu konzentrieren, denn ich sehnte mich danach, meine ganze Zeit ausschließlich Gott zu widmen. Acht Jahre lang fand ich mich mit dieser Situation ab und meditierte die halbe Nacht hindurch. In dieser Zeit habe ich große Fortschritte gemacht und unbeschreibliche Momente der Erleuchtung erfahren dürfen. Doch noch immer lag ein dünner Schleier zwischen mir und dem Unendlichen. Selbst bei übermenschlicher Anstrengung blieb mir die letzte, unwiderrufliche Vereinigung versagt. Eines Abends suchte ich Lahiri Mahasaya auf und bat ihn um seine göttliche Fürsprache. Mein Flehen währte die ganze Nacht hindurch. ›Heiliger Guru, meine Seelenqual ist so groß, dass ich das Leben so nicht länger ertragen kann; ich muss den göttlichen Geliebten von Angesicht zu Angesicht schauen!‹

›Was kann ich da tun? Du musst dich eben noch tiefer in deine Meditation versenken.‹

›Ich flehe Euch an, mein Gott und Meister, der Ihr in materialisierter, körperlicher Gestalt vor mir sitzt. Segnet mich, damit ich Euch in Eurer unendlichen Gestalt erblicke!‹

Da streckte Lahiri Mahasaya mit segnender Geste die Hand aus. »Geh jetzt und meditiere. Ich habe bei Brahma* Fürsprache für dich eingelegt.« Innerlich aufgerichtet, kehrte ich nach Hause zurück. In der Meditation dieser Nacht erreichte ich das Ziel meiner brennenden Sehnsucht. Seither befindet sich mich ständig im Genuss dieser »spirituellen Pension«. Von jenem Tage an hat sich der segensreiche Schöpfer nie wieder hinter dem Schleier der Illusion vor mir verborgen gehalten.« Pranabanandas Antlitz erstrahlte in göttlichem Lichte. Der Friede einer anderen Welt erfüllte mein Herz und alle Furcht war von mir gewichen. Da erzählte der Heilige mir noch eine weitere Begebenheit: »Einige Monate später kehrte ich zu Lahiri Mahasaya zurück, um ihm für sein großes Gnadengeschenk zu danken. Bei dieser Gelegenheit sprach ich ein anderes Problem an.

»Göttlicher Guru, ich kann nicht länger im Büro arbeiten. Bitte erlöste mich aus dieser Pflicht! Brahma versetzt mich ständig in einen Zustand der Wonnetrunknenheit.«

»Frage doch bei deiner Firma nach, ob du dich pensionieren lassen kannst.«

»Was für einen Grund soll ich denn nach so wenigen Dienstjahren angeben?«

»Sag einfach, was du fühlst.«

Am darauf folgenden Tage stellte ich meinen Antrag. Der Arzt fragte nach dem Grund für meinen Wunsch, so frühzeitig aus dem Erwerbsleben auszuscheiden.

»Bei der Arbeit werde ich immer wieder von einem überwältigenden Gefühl erfasst, das an der Wirbelsäule entlang aufsteigt.** Es

* Gott in Seinem Aspekt als Schöpfer von der Sanskritwurzel *brih*, »sich ausdehnen«. Als im Jahre 1857 Emersons Gedicht »Brahma« im *Atlantic Monthly* erschien, waren die meisten Leser schockiert. Emerson lachte nur: »Sag ihnen nur, sie sollen »Jehovah« anstelle von »Brahma« sagen, dann werden sie sich nicht weiter verwirrt fühlen.«

** In tiefer Meditation findet die erste Erfahrung des Göttlichen Geistes auf dem Altar der Wirbelsäule statt und dann im Gehirn. Der Strom der Seligkeit ist überwältigend, doch der Yogi lernt, deren äußere Manifestationen zu beherrschen.

durchdringt meinen ganzen Körper, sodass ich nicht mehr weiterarbeiten kann.«

Ohne weitere Fragen zu stellen, befürwortete der Arzt meine sofortige Pensionierung, die mir auch bald darauf gewährt wurde. Ich weiß, dass der Arzt und die Eisenbahnbeamten – darunter auch dein Vater – durch den göttlichen Willen Lahiri Mahasayas gelenkt wurden. Sie folgten automatisch dem geistigen Befehl des großen Gurus und gaben mir somit Gelegenheit, in ständiger Einheit mit dem Göttlichen Geliebten zu leben.«*

Nach dieser ungewöhnlichen Enthüllung zog sich Swami Pranabananda wieder in längeres Schweigen zurück. Als ich zum Abschied ehrfurchtvoll seine Füße berührte, gab er mir seinen Segen und sprach: »Du wirst den Weg des Yogas und der Entzagung gehen. Später werde ich dich und deinen Vater wiedersehen.«

Beide Voraussagen haben sich im Laufe der Jahre erfüllt.**

Bei einbrechender Dunkelheit machte ich mich mit Kedar Nath Babu auf den Heimweg und übergab ihm Vaters Brief, den er unter einer Straßenlaterne las.

»Dein Vater bietet mir einen Büroposten bei der Eisenbahngesellschaft in Kalkutta an. Wie schön wäre es, sich wenigstens auf eine der Pensionen freuen zu können, die Swami Pranabananda genießt. Aber es geht nicht, ich muss in Benares bleiben. Und einen zweiten Körper habe ich leider noch nicht.«

* Nach seiner Pensionierung schrieb Pranabananda einen der tiefgründigsten Kommentare zur Bhagavad-Gita.

** Siehe Kapitel 27

»Autobiography of a Yogi«, zum ersten Mal 1946 erschienen, gehört zu den bedeutendsten spirituellen Dokumenten unserer Zeit. In lebendigen Bildern schildert Paramhansa Yogananda sein Leben und Wirken, das von Liebe, Weisheit und dem Wunsch durchdrungen war, anderen zu dienen. Als einer der ersten indischen Yogis widmete er sich der Aufgabe, Yoga und östliche Spiritualität im Westen bekannt zu machen. Seine Erinnerungen lesen sich wie ein einziges großes Wunder – hinter dem sich jedoch nichts anderes verbirgt als die praktische Umsetzung kosmischer Gesetzmäßigkeiten.

Das vorliegende Buch ist eine Übersetzung der Originalausgabe von »Autobiography of a Yogi«, die – von Yogananda autorisiert – bereits zu seinen Lebzeiten erschien. Es beinhaltet zudem das abschließende Kapitel, das er 1951, ein Jahr vor seinem Tod, hinzufügte. Der deutsche Leser erhält damit zum ersten Mal das vollständige Lebenszeugnis des großen Weisheitslehrers, wie er es geschrieben hat – frei von allen Veränderungen, die in andere Ausgaben eingeflossen sind.

So kommt der Leser noch näher in Kontakt mit Yogananda selbst und seiner spirituellen Vision, die immer den einzelnen Menschen und dessen Weg zur Selbst-Verwirklichung wichtig nahm und nicht Institutionen und Regeln.



Paramhansa Yogananda wurde 1893 im Nordosten Indiens geboren. Er begegnete mit siebzehn Jahren seinem Guru Swami Yukteswar Giri, der ihn, als die Zeit reif war, in den Westen schickte, wo Yogananda von 1920 bis zu seinem Tod im Jahr 1952 lehrte. Er machte den Kriya-Yoga, eine Form des Raja-Yogas, vielen Tausend Suchern in Indien und im Westen zugänglich.

ISBN 978-3-934647-94-7

9 783934 647947